

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 30.

Grand Island, Nebr., 24. Juni 1910. Zweiter (Theil.)

Nummer 43.

Ein Versuch.

Von Adelheid Stier.

Der Abendsonne holdes Weltverklären
Fiel in dein Zimmer, als ich's heut
betrat.
Du würdest bald vom Ausgang wie-
terfahren,
So hieß es, da man mich zu warten
hat.

Lang' sah ich einsam in dem stillen
Raume,
Die Wanduhr tickte, und vom Sonnen-
schein
Goldüberfließen stand, gleich schönem
Traume,
Vor mir ein Lilienengel, schlant und
rein.

Sein Wohlgeruch durchflutete das
Zimmer,
Sein mildes Leuchten hielt den Blick
gebannt;

Da war's, als spürte ich dein Fernsein
nimmer,
Als ob ich mich in deiner Nähe fand.

Ich fühlte um mich deines Wesens
Walten,
Hör' liebe Worte aus dem lieben
Mund;
Vertraute Zwiesprach' haben wir ge-
halten,
Und beichten durft' ich dir von Her-
zensarund.

Den Segen spürt' ich deiner sanften
Hände,
Und ob wir uns in Wahrheit nicht
gesehen,
Ich konnte aus dem Frieden deiner
Wände
Getröstet, wie so oft, nach Hause gehn.

Der Himmelsbote.

Skizze von Betty Rittweger.

Mutter Kürlein war der gute
Geist des Altenheims. Für jeden
hatte sie ein freundliches Wort, und
war ihr in das rnzliche Gesicht sah,
in dem die blauen Augen wie zwei
helle Lichter standen, dem wurde
wohl zu Muth. Die alte Kürlein
hatte stets Geld, und sie wohnte in
der schönen Stube mit dem breiten
Fenster. Wenn man sie Nachmittags
auf ein Stündchen besuchte, dann
gab's immer eine gute Tasse Kaffee
mit Zucker und einem mürben Bred.

Besonders den Kranken spendete sie
manche Erquickung. Wurde einer der
Anfassen des Altenheims krank, dann
geriet Mutter Kürlein jedesmal in
große und sonderbare Weise förmlich
freudige Aufregung. Sie besuchte un-
ermüdlich den Patienten, und ihr In-
teresse an ihm erlosch erst wieder,
wenn die Gefahr vorüber war. Oder
wenn der Tod eintrat. Zunächst al-
lerdings brachte jeder Todesfall sie
aus Rand und Band, selbst wenn der
Senfemmann als Erloser von schweren
Leiden zu begrüßen war.

„Wieder nix“, seufzte sie, wenn
ein Bewohner des Altenheims das
Zeitliche gesegnet hatte. Fragte man
sie, was der Seufzer bedeuten solle,
dann erwiderte sie ganz kurz:

„Gar nit soll's bedeut' — gar nit!
Halt, wie man so 'was daheredt!“

Denn um keinen Preis hätte sie ge-
sagt, was es mit dem Seufzer auf sich
hatte. Das war ihr Geheimniß. Ein-
mal würde es ihr doch glücken, was sie
jedesmal geplant hatte, wenn eins im
Haufe ernstlich krank war. Einmal
müßte sie doch einen zuverlässigen
Boten finden für das, was ihr guter
Alter im Himmel wissen sollte.

Ist guter Alter! Der schon vor
zehn Jahren heimgegangen war. Und
dessen größte Sorge auf seinem lan-
gen, schweren Krankenlager die um
sein Bärbele gewesen war.

„Ich ging ja gern“, hatte er oft ge-
sagt, „wenn ich nur wüßte“, daß Du
nicht Noth leiden brauchst, mein gutes
Bärbele. Du hast Dich so müß' pla'
Dein Lebenlang. Und auf Deine al-
ten Tag' sollst am End noch Hunger
leid!“

daß ihr guter Christian nicht wüßte,
was für ein sorgenfreies Alter ihr be-
stehen war.

Und deshalb wartete sie immer auf
einen, dem sie's hätte auftragen kön-
nen. Aber so oft sie auch einen Kran-
kenbesuch machte, immer sprachen die
Patienten nur vom Gesundwerden,
nie vom Sterben. Wenn sie merkte,
daß Jemand gern gesund werden
wollte, dann wünschte sie ihm von
Herzen baldige Genesung und verzich-
tete auf ihren heißen Wunsch, ihrem
Alten Botschaft zu senden. Und da
alle gesund werden wollten, war's
eben bei jedem Sterben „wieder nix“.

An einem herrlichen Frühlings-
nachmittag sah Mutter Kürlein am
offenen Fenster, stridte emsig an ei-
nem Strumpf, guckte dabei ab und zu
auf die Straße und erfreute sich am
Sonnenschein und an den spielenden
Kindern.

Als sie wieder einmal einen Blick
hinaus warf, sah sie den Doktor auf
das Altenheim zukommen. Sie erhob
sich und humpelte auf den Flur, wo
sie richtig den Doktor noch erwiderte,
als er gerade die Treppe hinaufwollte.

„Tag, Mutter Kürlein, na, immer
gut zuwege“, fragte der freundliche
Herr und klopfte sie auf die Schulter.

„Dente, Herr Doktor, man müß zu-
frieden sein. Is mir lieb, den Herrn
Doktor zu sprechen; der alte Kollhagen
will mir gar nicht gefallen. Was mein
Herr Doktor von der Krankheit?“

„Es ist nichts zu hoffen für den
armen Kerl, Mutter Kürlein. Das
Wasser steht ihm schon bis an's
Herz.“

„Kann man ihm denn noch was
antun zur Stärkung?“

„Zur Stärkung kaum, Mutter Kür-
lein; Appetit hat er nicht. Das ein-
zige, was ihn noch freut, ist sein
Pfeiffchen. Er schaut sich recht nach
dem Ende!“

„Wirklich? Das ist ja schön! Ich
weine, daß sein Pfeiffchen ihm noch
schmeckt! Da will ich ihm gleich ein
Pfeiffchen extra seinen Tabak holen.“

„Recht, Mutter Kürlein — Ihr seid
wahrlich eine gute Seele!“

Gegen Abend trat Mutter Kürlein
mit einem Päckchen Tabak bewaffnet
bei dem Kranken ein, voll Hoffnung
auf endliche Erfüllung ihres heißen
Wunsches. Einen besseren Himmels-
boten hätte sie sich gar nicht denken
können. Der alte Kollhagen war Kir-
chenläuter gewesen, der mußte doch
mit himmlischen Dingen besonders gut
Bescheid wissen. Und wenn einem das
Wasser schon bald das Herz abdrückt,
dann ist doch keine Aussicht auf Ge-
nesung. Der alte Kollhagen wollte ja
gar nichts mehr vom Leben wis-
sen! Mit dem konnte sie ein offenes
Wort reden.

Sie fand den Patienten in halb-
sitzender Stellung im Bett, müßsam
athmend und ganz verfallen ausse-
hend. Beim Anblick des Toback's er-
hellten sich seine matten Augen etwas,
und er leuchtete müßsam: „Ihr seid
eine gute Seele, Mutter Kürlein. Ich
kenn die Sorte, das is 'ne feine.
Schöner, Dant auch!“

Dann sah die alte Frau neben dem
Bett und fragte nach seinem Befin-
den.

„Es geht mir ganz schlecht, und ich
wär's zufrieden, wenn unser Herrgott
mich nehmen wöllt!“

Mutter Kürlein zitterte vor freu-
diger Erregung und begann in zög-
haftem Ton: „Ist das wirklich und
wahrhaftig Euer Ernst, Kollhagen?
Könntet doch auch wieder gesund wer-
den.“

„Nix da, Mutter Kürlein! Bin
stroh, daß's soweit is. 78 hab ich
auf'm Buckel und hab' kein Menschen,
der mich was angeht. Dürft' mir die
Kuß' schon gönnen.“

„Ja, wenn's so steht, da kann
man Euch ja nur ein gnädiges Ende
wünschen. Wenn's so weit is, dann
könntet Ihr mir aber einen großen
Gefallen thun. Ich hätt' eine Bot-
schaft an meinen Alten. Wenn Ihr
ihn da droben trefft, wollt Ihr sie
dann bestellen?“

„Gern, Mutter Kürlein, gern. Sag:
nur getrost, was es sein soll.“

„Ach, nur ein paar Wörli“. Einen
schönen Gruß von Bärbele und sie
hätt vom Beter Matthes 1700 Markt
geerbt und sie läßt sich in's Altenheim
eingekauft in die schöne Stube mit
dem breiten Fenster, und es ging ihr
nix ab. Und sie hätt noch Geld auf
der Sparkasse, und wenn sie sterben
hätt, nachher würd' sie neben ihrem
Alten begraben und sie trügten ein

schönes Kreuz auf's Grab. Seht Ihr,
das ist alles. Und wenn er das weiß,
dann hat er erst die rechte Seligkeit
im Himmel und kann in Ruß auf mich
warten.“

„Bestellen will ich's schon. Mutter
Kürlein. Wenn ich nur Euren Alten
auch richtig finden thu“. Das ist ge-
wiß nicht so einfach.“

„Ach, da ruft nur recht laut: „Bär-
bele Kürlein aus Kreuzburg, aus
in Mauergäßle läßt schön grüßen. Da
sollt Ihr 'mal sehen, wie fix er gelaus-
ten kommt.“

„Schön, Mutter Kürlein, ich will's
so machen. Mein Gedächtniß ist noch
ganz gut, nur mit der Luft, das ist
'ne böße Sach! Raum, daß ich noch
meine Pfeiffe rauchen kann. Gelt, Ihr
stopft mir eine von dem guten Tabak,
den Ihr mir gebracht habt.“

Der alte Kirchenläuter setzte sich mit
Mutter Kürleins Hilfe noch etwas hö-
her und paffte sein Pfeiffchen, so gut
oder schlecht es bei der mangelnden
Luft eben ging. Und Mutter Kürlein,
in deren Antlig die blauen Augen wie
zwei Lichter standen, sah frogemuth
zu.

Und am andern Morgen lag der
Kirchenläuter tot in seinem Kissen.
Das Drehbägle stürzte mit der Reuig-
keit zu Mutter Kürlein.

„Endlich!“ rief die aus und ath-
mete tief auf, während ein freudiger
Glanz ihr Antlig überzog und ihre
blauen Augen heller bligten. „End-
lich kriegt er's zu wissen.“

„Was soll denn das heißen, Bär-
bele?“ fragte das Drehbägle verwun-
dert.

Und Mutter Kürlein erwiderte ha-
stig: „Was denn? Hab' ich was Dum-
mes gesagt? Ja, ja, im Alter schwächt
man oft ganz verkehrtes Zeug.“

Am andern Tage aber humpelte
Mutter Kürlein, unterstützt von einem
Nachbarskind, zum Gärtner und kaufte
einen wunderschönen Kranz aus
grüngefärbtem Moos mit erennens-
werten Bachstrofen für ihren Him-
melsboten.

Queen May.

Zu den liebenswürdigsten Frauen-
gestalten an den Höfen Europas ge-
hört die englische Königin Mary —
die Ablrzung May, unter welchem
Namen die Prinzessin bislang allge-
mein bekannt war, dürfte bald
wieder in ihre Rechte treten.

Kann sie auch in ihrer äußeren Erschei-
nung kaum mit der strahlenden
Schönheit ihrer Schwiegermutter
wetteifern, deren jugendliches Ausse-
hen noch heute in Erstaunen setzt, so
sind doch sowohl die schlante Gestalt
als auch das offene Gesicht mit der
etwas spizen aber sehr charakteristi-
schen Nase und dem energischen Mund
von hohem Reiz. Wenn auch ihre
Mutter einst stolzen Herzens bekannte,
den Titel einer englischen Prinzessin
würde sie allen anderen in der Welt
vorziehen, so hat ihre Tochter, in deren
Adern noch mehr deutsches Blut fließt,
manche Züge in Lebensführung und
Lebensauffassung, die sie deutschem
Empfinden nahe bringen, und da ihr
Einfluß auf ihren Gatten außer
Zweifel steht, mag es nicht ohne In-
teresse sein, etwas mehr aus dem Le-
ben dieser fürstlichen Frau zu erfah-
ren, die jetzt in den Reigen von Euro-
pas Königinnen eintritt.

„Sie ist wirklich ein so süßes und
erkundendes Kind, als man sich nur
vorstellen kann, voll von Leben und
Frohinn und spielen möchte sie wie
ein junges Mädchen; mit tiefblauen
Augen, einer Menge blonden Haares,
einem kleinen Rosentöpfchen von
Mund, entzückendem Teint (rosig und
weiß) und tadellos gewachsen. In ei-
nem Wort: ein Mutter von einem
Babbi!“

Das sind die eigenen Worte ihrer
glücklichen Mutter kurz nach der Ge-
burt der jetzigen Königin am 26. Mai
1867. Prinzessin Mary von Cam-
bridge, die den Sohn des Herzogs
Alexander von Württemberg mit dem
Titel eines Herzogs von Ted glängen-
den Verbindungen vorgezogen hatte,
war immer der Lieblich des engli-
schen Publikums gewesen, obgleich es
in ihrem Haushalte manchmal etwas
genial jagung, und die liebvolle Auf-
merksamkeit des englischen Volkes hat
eigentlich auch ihre Tochter von jungen
Jahren an begleitet. Obwohl ur-
sprünglich Träger eines deutschen
Namens, ist dennoch Queen May die
erste Königsgemahlin aus englischem
Blute, seit dem Tag, da Heinrich VII.
die beiden Häuser Lancaster und York
durch seine Heirath mit Elisabeth, der
Tochter Eduards IV., vereinte. Als
Ulsterin König Georgs III. die die

neue Königin mit der Atmosphäre des
englischen Hofes von Jugend an ver-
traut, obwohl sich ihr Leben nicht im-
mer in Königsschlössern abgepielt
hat, und die erste Sorge, die sonst ge-
wöhnlich einer fürstlichen Frau war-
tet, die Liebe eines ihr fremden Volkes
zu gewinnen, blieb ihr erspart. In den
Räumen des alten Kensington-Pala-
stes in London, dann auf den weiten
Rasenflächen um White Lodge im
Richmond Park spielte sich ihre Kin-
derzeit ab im Vollgenuß einer der
schönsten Landschaften, die England
zu bieten hat. Dann begleitete sie ihre
Eltern auf Reisen. Ein längerer Auf-
enthalt wurde in Florenz genommen,
wo die junge Prinzessin einen Blick that
in die Wunderwelt italienischer Kunst.
Zurückgekehrt, wohnte ihre Mutter zu-
nächst in einem möblierten Hause am
Chester Square, so daß die junge
Prinzessin vollauf Gelegenheit hatte,
das Leben von mancher Seite kennen
zu lernen und von hier aus machte sie
ihre ersten Schritte in die große Welt.

Obwohl eine sichere Reiterin, ist die
Königin keine englische Sportsdame
im eigentlichen Sinne. Sie hat dage-
gen regen Sinn für Häuslichkeit; mit
der Nadel ist sie sehr gewandt und
kunstvolle Stidereien von ihrer Hand
sind schon auf kunstgewerblichen Aus-
stellungen wiederholt bewundert wor-
den. Gelesen hat sie — so heißt es —
immer viel, und der freiere Sinn ihrer
Mutter hat dafür gesorgt, daß ihr
auch ernstere Bücher mit weiterem
Horizonte in die Hand kamen. Schon
in jungen Jahren soll sie George Eliot,
Caroline Matlen gelesen und bewundert
haben. Sie ist sehr musikalisch und
ihre Stimme wurde von einem be-
kannten italienischen Meister Paolo
Tosti ausgebildet. Ob das Gerücht,
daß sie die Mendelssohnsche Musik der
Wagnerischen vorziehe, auf Wahrheit
beruht, muß dahingestellt bleiben.

Hier mag eine Anekdote aus ihren
Mädchenjahren Platz finden, für die-
ser Zeitlichkeit sich der Schreiber die-
ser Zeilen allerdings auch nicht ver-
gessen kann: Prinzessin May besuchte
einmal einen Bazar im Garten von
Kew in unmittelbarer Nähe von Lon-
don. Eine Besucherin, die gerade ei-
nen Fächer erstanden hatte, trat mit
diesem auf die Prinzessin zu und bat
sie, ihren Namen darauf zu schreiben
zur Erinnerung. „Gerne“, erwiderte
diese, „aber verwecheln Sie mich
auch nicht mit meinen Cousinen von
Wales; ich bin nur Mary von Ted.“

Ihre erste Verlobung mit dem äl-
testen Sohne des damaligen Prinzen
von Wales, den eine tödliche Influenza
zu nach ganz kurzer Krankheit dahin-
raffte, ist zu bekannt und braucht hier
nur kurz erwähnt werden. Nach die-
sem schweren Schlag brachte die Prin-
zessin eine Zeit lang in Südfrankreich
zu, und später, anlässlich eines Besu-
ches bei dem Herzog und der Herzogin
von Fife, der ältesten Tochter König
Eduards, erbat sich der Bruder des
Verstorbenen, der jetzige König, ihr
Jawort. Die Hochzeit wurde am 6.
Juli 1893 in Gegenwart der alten
Königin Viktoria in London gefeiert.

Die Ehe ist eine äußerst allidliche,
und zum erstenmal seit dem Tode des
Prinzgemahls Albert zieht mit dem
Eternpaare wieder eine frohe Kinder-
schar in den alten Buckinghampalast
ein.

Die Kaiseröhne.

An festlichen Tagen ist es in Berlin
nichts Seltenes, den Kaiser im Kreise
seiner sechs Söhne zu sehen. Die
„jungen Prinzen“ sind nunmehr zu
hochgewachsenen Männern herange-
reift, die den Vater fast um eines
Haupteslänge überragen. Des Dien-
stes ewig gleichgestellte Uhr läßt ihren
Schlag auch für die Kaiseröhne genau
so laut und mahnen ertönen, wie für
andere Sterbliche. In der Zeit der
Erholung zeigen aber die Prinzen, daß
sie sich auch ihre Lebenslust bewahren.

Die Leibatterie des 1. Garde-
Feldartillerie-Regiments beging vor
kurzem die Feier eines Gedenktags.
Der Kronprinz, der im vorigen Som-
mer die Batterie einige Zeit geführt
hatte, war eingeladen und hatte mit
seinem Bruder, dem Prinzen Dr. Au-
gust Wilhelm sein Erscheinen zuge-
sagt. Wenige Tage vor dem Feste
überreichte ein junges Mädchen, eine
ehrbare Bürgerstochter, dem Thron-
folger, als dieser durch eine Straße in
Moabit ging, ein Blumensträußchen,
das mit freundlichem Dant angenom-
men wurde. Bei dieser Gelegenheit
lub der Kronprinz die junge Dame
zur Kaiserfeier in den Hohenzollern-
sälen ein, die ebenso wie die Kaserne-
ments des genannten Regiments in
Moabit, dem nordwestlichen Stadt-
theile Berlins, liegen. Am Festabend
sah sich die Schöne mit ihren Ange-

hörigen pünktlich ein und begrüßte die
Kaiserliche Hoheit nach dem offiziellen
Empfange mit einem zarten Sträuß-
chen. Kronprinz Wilhelm nahm die
Blumen, schüttelte der Geberin herz-
lich die Rechte und fragte freundlich
lachend: „Na, Sie bleiben doch zum
Tanz?“, was die liebliche Kleine tief-
gründig bejahte. Im großen Saale
begann nun ein richtiges Soldatenfest
voll derben Humors. Da wurden
Kuplets gesungen, Reulen geschwun-
gen, Theater gespielt, Quadrillen auf-
geführt, und die Stimmung ward ver-
gnügt. Die prinziplichen Brüder sahen
vor der Bühne, auf der ein Kinema-
tograph unter schallender Heiterkeit
lastige Bilder aus dem Batteriedienst
des Kronprinzen vorkührte, im Kreise
der Offiziere und Wachtmeister beim
Schoppen Lagerbier und unterhielten
sich köstlich. Nach der Vorstellung
ging in den Nebenraum, wo bald eine
drangvolle Enge herrschte und im
kleinen Kreise sich einige Paare im
Tanze drehten. Bei der ersten lustigen
Volta war der schneidige Kronprinz
witten im Gemüth. Er hatte die be-
wußte junge Dame aufgefördert und
übertraute in seiner kleibamen Paf-
ewalker Kürassieruniform die meisten
seiner Mittänzer. Gleich darauf
schwang auch der schlante, seine Prinz
August Wilhelm das Langbein. Und
nun ließen die hohen Herren, stets
umringt von einer Schar hübscher
Tänzerinnen in weißen, rosa und
blauen Ballkleidern, nicht eine Runde
aus.

Prinz Oskar von Preußen wohnte
fürzlich dem Stiftungsfeste des Ber-
eins ehemaliger Angehöriger des 1.
Garde-Regiments zu Fuß im Berliner
Ersten Kriegervereinssaale bei. Er
lebte es ab, an der blumengeschmück-
ten Ehrenfesttafel Platz zu nehmen, wo
die Generalität saß. An der ersten
Längstafel, inmitten alter Weißbärte,
der Veteranen des Vereins, wählte er
seinen Platz. Bei schäumendem Bier
und Zigaretten lang er die Kommerz-
lieber kräftig mit, kaufte Ansichtspost-
karten des Deutschen Kriegerbundes
und unterhielt sich mit seinem Nach-
barn in angeregter Weise. In seiner
zwanglosen Art bestellte sich der
Prinz ein Eisbein mit Sauertuhl, das
er sich ausgezeichnet munden ließ.
Später trat der Tanz in seine Rechte,
und man konnte es dem Prinzen an-
merken, daß er sich, frei von jedem
Zwange, sehr wohl fühlte.

Prinz Eitel-Friedrich und Adalbert
treten im Verhältnis zu den Vorge-
nannten weniger in die Öffentlichkeit.
In Berlin kennt man wohl allgemein
den Prinzen Eitel, der die Umwand-
lung vom blondgelockten, lieblichen
Knaben, dem Augentrost der hohen
Mutter, die vor einigen Jahren, als
die schwere Krankheit herindrach,
nicht vom Krankenbett des Lieblings-
sohnes wich, zum kräftigen Major in
der leuchtend roten Uniform derPois-
lamer Gardehusaren durchgemacht
hat — aber der Prinz geht als Soldat
mit Leib und Seele so völlig im
Dienste auf, daß man ihn in „zivilen“
Kreisen selten zu sehen bekommt. So
oft es geschieht, lernt man ihn als rit-
terlichen, liebenswürdigen Offizier
kennen. Prinz Adalbert wohnt an der
Waterlant und ist Seemann, will nur
Seemann sein. Man sagt, daß er
nicht gern zu großen Hoffeten komme
und sich an Bord seines Schiffes oder
in den einfachen Salons seines kleinen
in der Düsternbrooter Allee in Kiel
gelegenen Landhauses am wohlsten
fühle. Der jetzt 26 Jahre alte Prinz
ist bisher allen Verlobungsgerichten
aus dem Wege gegangen.

Prinz Joachim, das Nesthäkchen un-
ter den Söhnen, ist auch schon dem
20. Geburtstag nahe gekommen.
Ihn kennen die Berliner als den
Jüngsten der Brüder, der, ehe er nach
Pflon kam, alle Vormittage nach dem
Stadtschloß Bellevue fuhr, wo der Un-
terricht „genossen“ wurde. Kurz vor
ein Uhr brachte eine schlichte Stadt-
tutsche das Prinzlein zur kaiserlichen
Frühstüdtstafel, und Joachim wurde
auf der Fahrt unter den Linden nicht
müde, den Vorübergehenden, die ihn
grüßten, zuzunicken und zu salutieren.
In Kabinen tollte er mit seinem um
zwei Jahre jüngeren Schwesterchen um
die Wette; sie kletterten auf die Bäu-
me und arbeiteten in Lehm, um oft in
einem wunderbaren Zustande zur
Mutter zurückzukehren, deren gültiges
Herz sich an dem reinen Jugendglück
ihrer beiden Jüngsten erfreute. Frei-
lich, als Prinz Joachim vor zwei Jah-
ren konfirmiert wurde, da war er
schon ein richtiger schneidiger Leut-
nant mit männlicher Stimme gewor-
den.

Man hört in der Welt leichter ein
Echo, als eine Antwort.

Die Schädlichkeit der Gewürze.

Die Gewürze gehören zu den Ge-
nußmitteln und sind als solche für den
Körper ebenso nötig, wie die eigentli-
chen Bau- und Brennstoffe. Der Kör-
per braucht eine gewisse Hilfe, einen
Reiz, der von außen kommend den
Appetit anregt und die Absonderung
der Verdauungssäfte erhöht; wir wis-
sen alle, wie sehr der Geruch und der
Geschmack eines Gerichts auf unsere
Ehluft wirken können. Wenig oder
gar nicht gewürzte Speisen würden
uns widerstehen oder nicht genügend
verdaut werden, der Körper würde
solche Nahrung sehr rasch ablehnen.

Den Gewürzen sind keine der nerven-
anregenden oder zersörenden Gifte ei-
gen, wie den alkohol- und alkaloidhal-
tigen Getränken, die man in erster Li-
nie zu den Genußmitteln rechnet, ihre
Wirkung beruht in der Hauptfache auf
gewissen ätherischen Oelen, die ihnen
die eigenartige Würzkrast geben. Aus
dem Wert dieses sich rasch verflüchtigen-
den Bestandtheils erklärt sich der
Gebrauch, Gewürze immer in geschlos-
senen Behältern aufzubewahren, weil
sie sonst ihrer Eigenart rasch verlustig
gehen und ihre Wirkung nicht oder
nicht genügend ausüben können.

Ueber die Schädlichkeit der Gewürze
sind vielleicht hier und da übertriebene
Vorstellungen verbreitet, während sie
andererseits wiederum eine hohe Wert-
schätzung genießen. Es ist wahr, daß
ein geschickter Koch mit Gewürzen
ganz außerordentlich viel erreicht. Er
tann Gerichte, die sonst vielleicht ent-
rüstet abgelehnt würden, durch kluges
Würzen zu Lederbissen machen, kann
aus an sich wertlosen, ausgetragten,
ja verdorbenen Stoffen mit Hilfe sol-
cher, den Geschmack verändernder Zu-
taten den Gaumen ganz außerordent-
lich reizende, scheinbar erlesene Spei-
sen herstellen. Man braucht nur, um
bekannte Beispiele herauszusuchen, an
Fälle zu erinnern, wo scharf gewürzte
Wursthwaren bei der Rundschafst ganz
außerordentlichen Beifall fanden, bis
die chemische Untersuchung zeigte, was
für Genußstoffe diese Lederbissen zu-
sammenfügten.

Eine Hausfrau, die das Wohl der
Ihren am Herzen liegt, wird die Ge-
würze aus ihrer Küche auf keinen Fall
verbannen, wohl aber wird sie sich
hüten, durch unvernünftige Verwen-
dung in Wettbewerb mit der Gast-
hausküche zu treten. Man gewöhnt
sich leicht an scharf gewürzte Nahrung,
auch Kinder werden leicht daran ge-
wöhnt und finden dann alle andern
Gerichte reizlos. So wertvoll die fei-
nen flüchtigen Oele an sich sind,
so können sie doch, wenn sie in über-
großer Menge dem Körper zugeführt
werden, einen allzu starken Reiz aus-
üben und dadurch Gesundheitschädi-
gungen hervorrufen.

Gewürze soll und muß man ver-
wenden — im frischen, scharfen Win-
ter wird der Bedarf vielleicht nicht
ganz so groß sein, als im heißen Som-
mer, der die Verdauungsorgane eher
erschläfft — aber man darf die An-
wendung nicht übertreiben und die
ganze Nahrung, die dem Aufbau und
der Ergrünung des Körpers dienen
soll, dadurch zu einem Genußmittel
stempeln, von dem man in erster Linie
scharfe Geschmacks- und Nervenreize
erwartet.

Die Entschuldigung ist oft schlim-
mer als die Schuld.

Vertrauen recht weiter als Ver-
ständniß.

Die edelsten Bäume haben das här-
teste Holz.

Der Mensch kann alles, was er
ernstlich will.

Glücklich der Mensch, der seinen
Beruf richtig erkannt hat.

Wer sich selbst bezieht, bleibt immer
Knecht.

In manchen Menschen Herz ist auch
am helllichten Tage Nacht.

Wohl dem, der sich zur Treue ge-
wehnt im geringsten Geschäfte und
dessen Zweck es ist, durch alles sich
selbst zu veredeln!

Der Müßiggang macht unendlich
viel müder und nervöser als die Ar-
beit und schwächt die Widerstands-
krast, auf der eigentlich alle Gesund-
heit beruht.